Welche Körper dürfen sichtbar sein?
Über Bilder von Mutterschaft und die Bedingungen von Sichtbarkeit

Natalie Stanczak

Es beginnt mit einem Bauch.

Nicht sexualisiert. Nicht inszeniert für heteronormatives Begehren. Kein Hochglanzkörper. Kein Werbebild. Kein Symbol von Perfektion. Einfach ein schwangerer Bauch. Haut. Stoff. Unterhose. Ein Bild, das Teil einer Ausstellung über Care und die strukturellen Bedingungen von Elternschaft sein sollte. Ein Bild, dass in einer öffentlichen Ausstellung nicht erwünscht ist.

Zu nackt.

Interessant ist dabei nicht die Entscheidung allein. Interessant ist die Struktur dahinter. Die Logik. Die gesellschaftliche Ordnung von Sichtbarkeit.
Denn Mutterschaft ist überall sichtbar, solange sie innerhalb gesellschaftlich akzeptierter Vorstellungen bleibt. Sichtbar als Ideal. Als Projektion. Als beruhigendes Bild von Fürsorge, Wärme und Aufopferung. Schwangerschaft verkauft Cremes, Versicherungen und Familienmodelle. Der mütterliche Körper ist gesellschaftlich permanent präsent, aber häufig nur in einer Form, die sich in bestehende Normen einfügt: als fürsorglich, kontrolliert, harmonisch und frei von Widersprüchen. Sichtbar ist der Körper dann vor allem als Symbol von Leben und Verantwortung, weniger als körperliche, soziale und politische Realität. Glatt. Rein. Entsexualisiert und gleichzeitig normiert.
Und diese Vorstellungen entstehen nicht im luftleeren Raum. Historisch war die Kontrolle über weibliche Körper immer eng mit autoritären und faschistischen Gesellschaftsordnungen verknüpft. Mutterschaft wurde dabei nicht als individuelle Erfahrung verstanden, sondern als politische und nationale Ressource. Der weibliche Körper galt als Ort von Reproduktion, moralischer Ordnung und gesellschaftlicher Kontrolle. Sichtbar sein durfte Mutterschaft nur innerhalb klar definierter Rollenbilder: fürsorglich, heteronormativ, aufopfernd und dem gesellschaftlichen Ideal dienend. Körper hingegen, die Ambivalenz, Sexualität, Widerstand oder Eigenständigkeit sichtbar machten, wurden reguliert, beschämt oder verdrängt. Die Frage, welche Formen von Mutterschaft öffentlich gezeigt werden dürfen, ist deshalb nie rein ästhetisch, sondern immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

Sobald Körper jedoch nicht mehr Symbol, sondern Realität werden, entsteht Irritation. Dann wird Haut plötzlich regulierungsbedürftig. Dann wird ein Bauch politisch.

Dabei ging es in dieser Ausstellung gerade um die Rechte von Care-Personen und Müttern. Um strukturelle Unsichtbarkeit. Um prekäre Bedingungen. Um fehlenden Mutterschutz. Um die Frage, wer gesellschaftlich abgesichert wird und wessen Belastung privatisiert bleibt. Und ausgerechnet in diesem Kontext findet Zensur statt.

Das ist mehr als ein kuratorischer Widerspruch. Es ist symptomatisch.

Denn genau darin liegt die Schwierigkeit struktureller Macht: Sie wirkt nicht nur repressiv von außen, sondern reproduziert sich auch dort, wo Kritik an ihr formuliert wird. Niemand steht außerhalb gesellschaftlicher Normen. Auch progressive Räume nicht. Gerade deshalb wäre es verkürzt, einzelne Personen verantwortlich machen zu wollen. Interessanter ist die Frage, warum bestimmte Formen von Körperlichkeit selbst in (mehr oder weniger) emanzipatorischen Kontexten weiterhin Irritation auslösen.

Denn die gesellschaftliche Unsichtbarmachung von Mutterschaft endet nicht bei politischen Entscheidungen oder fehlenden sozialen Absicherungen. Sie setzt sich fort in kulturellen Räumen, in Institutionen, in Bildern und in der Frage, welche Körper gezeigt werden dürfen und welche nicht.

> *Mutterschaft und Care soll sichtbar sein aber nicht zu sichtbar. Nicht körperlich. Nicht widersprüchlich. Nicht roh. Nicht außerhalb gesellschaftlich akzeptierter Ästhetiken.*

Vielleicht liegt genau darin das Problem: Ein schwangerer Körper verweist immer auf Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Care. Auf Arbeit, die unsere Gesellschaft trägt, aber politisch unsichtbar bleibt. Auf Arbeit, die nicht außerhalb von Machtverhältnissen existiert, sondern durch Geschlecht, Klasse und ökonomische Bedingungen geprägt ist. Auf Körperlichkeit, die sich nicht vollständig kapitalisieren oder kontrollieren lässt. Der neoliberale Blick liebt die produktive, funktionierende, optimierte Mutter. Die Mutter, die organisiert, plant, arbeitet, zurückkommt, performt. Aber er scheitert an Körpern, die Grenzen sichtbar machen. An Körpern, die erschöpft sind. Schwanger. Offen.

> *Deshalb ist die Frage nicht, ob ein Bild „zu nackt" ist. Die Frage ist vielmehr: Warum erzeugt der Körper einer schwangeren Person mehr Irritation als die strukturellen Bedingungen, unter denen Care-Arbeit geleistet wird?*

Warum erscheint ein Stück Unterhose problematischer als die Tatsache, dass Selbstständige während Schwangerschaft und Mutterschaft oft ohne ausreichende Absicherung existieren? Vielleicht weil Sichtbarkeit immer politisch ist. Wer gesehen werden darf, unter welchen Bedingungen und in welcher Form, entscheidet mit darüber, welche Realitäten gesellschaftlich anerkannt werden.
Dass ein Bild entfernt wird, weil es angeblich „zu nackt" sei, offenbart letztlich genau jene gesellschaftliche Spannung, die die Ausstellung eigentlich kritisieren wollte.

> *Die Kontrolle über mütterliche Körper. Die Regulierung von Sichtbarkeit. Die Verschiebung von politischen Fragen hin zu moralischen.*

Hinzu kommt, dass Debatten über Mutterschaft und Care häufig weiterhin aus einer weißen, akademischen und vergleichsweise privilegierten Perspektive geführt werden. Intersektionale Erfahrungen, von migrantisierten, rassifizierten, armen, queeren oder behinderten Care-Personen, bleiben oft randständig. Sichtbar gemacht wird meist jene Form von Mutterschaft, die gesellschaftlich noch anschlussfähig erscheint. „Angezogen" im wahrsten Sinne des Wortes. Unsichtbar bleiben

diejenigen, deren Körper, Lebensrealitäten und Familienformen ohnehin bereits außerhalb normativer Vorstellungen liegen. Die Frage, welche Bilder als „zu viel“ gelten, ist deshalb immer auch eine Frage von Klasse, Race, Körpernormen und gesellschaftlicher Zugehörigkeit.

Es geht dabei nicht *allein* um eine einzelne Entscheidung oder um die Freiheit künstlerischer Ausdrucksformen, sondern um die Frage, welche gesellschaftlichen Regeln darüber bestimmen, welche Körper gezeigt werden dürfen. Es geht um die Bedingungen, unter denen Mutterschaft und Care öffentlich existieren kann und um die Grenzen, die dieser Sichtbarkeit gesetzt werden.

Es geht nicht um individuelle Schuldzuweisungen, sondern um die Frage, warum bestimmte Körper weiterhin als nicht zeigbar wahrgenommen werden, selbst im Kontext einer Ausstellung, die Sichtbarkeit für Care-Personen schaffen möchte.

Vielleicht zeigt sich gerade hier, wie tief gesellschaftliche Vorstellungen von Scham, Öffentlichkeit und Mutterschaft verankert sind. Nicht als individuelles Versagen, sondern als Ausdruck eines Systems, das Sichtbarkeit reguliert. Die Autorin und Soziologin Franziska Schutzbach beschreibt das Phänomen der „genealogischen Amnesie“: die systematische Unsichtbarmachung weiblicher Erfahrungsgeschichte. Geschichten von Frauen werden gesellschaftlich häufig nur dann weitererzählt, wenn sie Fürsorge, Liebe, Hingabe und Aufopferung verkörpern, also patriarchalen Erwartungen entsprechen. Wut, Ambivalenz, Scheitern, Widerstand oder Unangepasstheit hingegen verschwinden aus den Erzählungen. Gerade deshalb ist es so wichtig, auch jene Bilder und Geschichten sichtbar zu machen, die nicht beruhigen. Die nicht affirmativ funktionieren. Die Mutterschaft nicht als harmonisches Ideal zeigen, sondern als körperliche, politische und widersprüchliche Realität. Denn wenn ausschließlich „akzeptable“ Formen von Care und Mutterschaft sichtbar werden, entsteht eine Leerstelle. Eine Erinnerungslücke. So erscheinen Erfahrungen geschichtslos, entpolitisiert und voneinander isoliert.

Was daraus entstehen könnte, wäre keine Abwehr und kein Schweigen, sondern eine gemeinsame Auseinandersetzung darüber, welche Bilder von Mutterschaft und Care sichtbar sein dürfen und welche nicht. Denn genau dort beginnt politische Arbeit: nicht im Konsens, sondern in der Bereitschaft, Widersprüche sichtbar werden zu lassen. Denn auch progressive und feministische Räume stehen nicht außerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Auch sie bewegen sich innerhalb von Normen und Strukturen, die sie mitprägen, manchmal gerade dort, wo sie versuchen, diese zu kritisieren. Niemand steht außerhalb gesellschaftlicher Bedingungen. Die entscheidende Frage ist deshalb nicht, ob Widersprüche existieren, sondern wie mit ihnen umgegangen wird.

Die entscheidende Frage ist, ob diese Offenheit überhaupt gewollt ist oder ob Kritik nur so lange zugelassen wird, wie sie das System nicht wirklich stört und ein Stück Unterhose und nackter Bauch problematischer erscheint als die Struktur selbst.